

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Geueke

der Rheinischen Volkszeitung

Rotationsdruck und Verlag von
Germann Rauch, Wiesbaden.

Verkauf aller Rechte vorbehalten

Nummer 11

Sonntag, den 11. Februar 1917

35. Jahrgang.

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 11. Febr.: Seragelima, Erscheinung Maria i. L. Montag, 12. Febr.: Galatia. Dienstag, 13. Febr.: Ezechiel. Mittwoch, 14. Febr.: Valentinus. Donnerstag, 15. Febr.: Paulin. Freitag, 16. Febr.: Onesimus, Juliana. Samstag, 17. Febr.: Bonifaz.

*

Sonntag Seragelima

Evangelium des hl. Lucas 8, 4-15.

Zu jener Zeit, als sehr viel Volk zusammengekommen und aus den Städten zu Jesus herbeigekommen war, sprach er gleichnißweise: Ein Sämann ging aus, seinen Samen zu säen; und da er säte, fiel einiges an den Weg und wurde zertreten, und die Vögel des Himmels fraßen es. Ein anderes fiel auf steinigen Grund, und da es aufging, verdorrte es, weil es keine Feuchtigkeit hatte. Ein anderes fiel unter die Dornen, und die Dornen, die mit aufwuchsen, erstickten es. Ein anderes fiel auf gute Erde und ging auf und gab hundertfältige Frucht. Als er dies gesagt hatte, rief er: Wer Ohren hat, zu hören, der höre! Es fragten ihn aber seine Jünger, was dieses Gleichnis bedeute. Und er sprach zu ihnen: Auch ich gebe euch die Geheimnisse des Reiches Gottes zu verstehen; den übrigen aber werden Gleichnisse gegeben, damit sie sehen und doch nicht sehen, hören und doch nicht verstehen. Das Gleichnis aber bedeutet dieses: Der Same ist das Wort Gottes. Die am Wege, das sind die, welche es hören; dann kommt der Teufel und nimmt das Wort aus ihrem Herzen, damit sie nicht glauben und selig werden. Die auf dem steinigen Grunde, das sind die, welche das Wort mit Freuden aufnehmen, wenn sie es hören; aber sie haben keine Wurzeln; sie glauben eine Zeitlang, und zur Zeit der Versuchung fallen sie ab. Das, was unter die Dornen fiel, das sind die, welche es gehört haben, aber dann hingehen und in den Sorgen, Reichtümern und Wollüsten des Lebens ersticken und keine Frucht bringen. Was aber auf gute Erde fiel, das sind die, welche das Wort hören und in gutem und sehr gutem Herzen behalten und Frucht bringen in der Geduld.

*

Schon wieder ein Bild aus der Bauernwelt, denken die Städter, wenn der Pfarrer auf der Kanzel das Evangelium vom Sämann und seinem Samen vorgelesen hat. Wir verstehen ja doch nichts davon. Am vorigen Sonntag waren die Wirtshausleute, und heute die Landleute. — Hält, nicht unehrverhätlich reden von dem, was der Heiland selber einst dem Volke vorgetragen hat, und wenn der Heiland eine Predigt hielt, dann war die immer so, daß sie jeder seiner Zuhörer verstand. Landwirtschaft und Weinbau waren aber zu jenen Zeiten in Palästina sehr wichtige und allgemein gehendhabte Beschäftigungen, und jedermann verstand etwas davon. Und oft hat sich der Heiland Bilder und Gleichnisse aus der Landwirtschaft bedient. Das Unkraut unter dem Weizen, das Senfskörnlein, alles das ist aus dem Gesichtskreis der Landleute genommen. Und ich meine, der jetzige Krieg hat auch dem Städter und jedem, der auch sonst nicht viel vom Bauernstand und seinen Arbeiten wissen wollte, klar und überzeugend gezeigt, was für ein wichtiger und ehrenvoller Stand der Bauernstand ist. Die Kinder in der Stadt kennen Telefon und elektrisches Licht, Auto und Kino, wenn sie aber mal aufs Land kommen und gehen durch die Mark, wissen sie die Lactofeststube

von der Kahlrabe nicht zu unterscheiden, noch viel weniger Korn und Gerste, Hafer und Weizen.

Also, der Heiland bedient sich eines Gleichnisses, das seinen Zuhörern sehr anschauliche Schilderungen gibt. Vier Sorten von Samen zählt er auf: was auf den Weg fällt, auf steinigten Grund, unter die Dornen, und endlich auf gute Erde.

1. Der Same ist das Wort Gottes, wie der Heiland selber erklärt, und zwar das gesprochene oder geschriebene Wort, überhaupt jede Anregung von oben, wie wir am letzten Sonntag näher erklärt haben. Damals haben wir es Gnade genannt. Der Same als Wort Gottes ist eine Form dieser Gnade. Die Landleute, die sich jetzt bald anschicken, den Samen für die Frühjahrspflanzung bereitzuhalten und herzurichten, haben schon im Herbst beim Dreschen die Samfrucht abgetrennt. Frucht ist Frucht, denkt der Unkundige, und ein Korn ist dem anderen gleich. Der Kundige, der Sachmann denkt ganz anders. Als Samfrucht muß die beste, die vollstündigste, schön entwickelte Frucht genommen werden. Nur eine solche erfüllt die Hoffnungen der Bauern und fällt Dalm und Aehren. Was will ich damit sagen? Wenn die Menschen, die von Gott zum Ausstreuen der Wortes Gottes berufen sind, wie der Priester, der Lehrer, die Eltern, überhaupt alle Vorgesetzten, nicht Bedacht darauf nehmen, nur edle, vollwertige Körner, also wohl überlegte, in christlichem Geiste und mit dem vollen Gefühl der Verantwortung getragene Worte zu gebrauchen, dann gibt es minderwertige Frucht, ungesunde, leidenschaftliche, unbotmäßige Kinder, Untergebene, Unterthanen. — Der 16jährige Sohn hat die sonntägliche Fortbildungsschule geschwänzt und während der Zeit mit gleichgesinnten Kameraden einen Ausflug gemacht oder das Kino besucht. Nun kommt polizeiliche Vorladung und ein Strafzettel. Der Vater ist wütend, daß ihm sein Kestler solche Streiche macht. Zunächst regnet es auf des Hoffnungs-vollen Rücken eine Tracht Prügel. Die hat er auch verdient. Dann eine ganze Vitane gerade nicht edler Kraftausdrücke und Schimpfworte, endlich fürchterliche Drohungen, wie nach Amerika abschießen, in eine Besserungsanstalt tun, unter Kuratel stellen usw. Der Junge weiß, daß diese Drohungen nur leere Worte sind. Der Vater würde sie doch niemals wahr machen. Sie sind deshalb unnütz und wirkungslos. Wenn die Sache damit erledigt ist, dann ist kein Wunder, wenn der Junge bei nächster Gelegenheit wieder etwas anstellt und der Eltern Horn und Scham erregt. Was hätte denn der Vater tun sollen? Er hätte nicht nur rein menschliche Beweggründe anführen sollen, sondern auch solche, die übernatürliche Ziele verfolgen. J. B. konnte er so sagen: Wo soll das hinführen, wenn du jetzt schon deine Pflicht versäumst, deine Schulpflicht nicht tust und deinen eignen Reigungen nachgehst? Wer in seiner Jugend sich über alles hinwegsetzt, der wird auch später in wichtigen Dingen, namentlich in religiösen Dingen, seiner Laune und seinem Gefallen folgen. Er braucht nur einmal in eine Gefallenheit zu kommen, dann ist die schwere Sünde da und damit der Anfang eines schlechten Lebens. Müssen wir da jetzt nicht alle Angst haben, daß du ein schlechter Mensch wirst und zeitlich und ewig verloren gehst? Warum scheuen sich die Eltern, das Wort Sünde zu gebrauchen? Wenn der Vater zu seinem Sohne sagt: Das ist schwere Sünde, oder das führt bald zur schweren Sünde, ich meine, eine solche Sprache müßte noch besser, eindringlicher wirken, als wenn der Sohn nur aus dem Munde des Priesters dieses

Wort vernimmt. Es ist nicht richtig, wenn die Eltern meinen, sie hätten nur nach rein natürlichen oder rein menschlichen Gesichtspunkten zu erziehen, das religiöse Moment sei Sache der Schule und der Kirche. Diese Zerteilung bei der Erziehung ist falsch, und wer nach ihr verfährt, wird keine erfreulichen Erfolge in der Erziehung haben. Ganz einseitig und verkehrt wäre auch die Hervorhebung des Ehrenstandpunktes: Wir müssen uns vor der Scham, unsere Familie ist blamiert, wir können uns nicht mehr sehen lassen usw. Ich will nicht sagen, daß der Ehrbegriff nicht entwickelt und zur richtigen Zeit betont werden sollte. Nur die einseitige Betonung unter Ausschluß aller anderen Gründe ist zu verwerfen. Es muß wie überall die richtige Mitte eingehalten, Göttliches und Menschliches, Zeitliches und Ewiges, Natürliches und Übernatürliches, Irdisches und Himmlisches abgewogen und in einer richtigen Mischung dargeboten werden. Bald wirkt der eine Grund mehr als der andere. Hat der Vater oder die Mutter die Mahnung an die Tochter des Hauses zu richten, muß die Sache wieder anders angefaßt werden. Die Vorstellungswelt der weltlichen Jugend ist anders geartet. Man kann wohl sagen, daß hier religiöse Hinweise mehr ihre Schuldigkeit tun. Es gibt aber auch Ausnahmen, und eine Mutter hat mir erzählt, wie ihre Tochter, die draußen ihr Brot verdiente, aber den Eltern manchen Kummer verursachte, sie ausgelacht habe, als sie ihr Vorhaltungen machte und von Sakramentenempfang und Sterbestunde sprach. Wenn der religiöse Untergrund ganz oder teilweise verschwunden ist, muß auf einem anderen Fundament aufgebaut werden.

2. Man sieht, es ist keine leichte Sache für die Städte, den Samen des göttlichen Wortes so auszustreuen, daß bestimmt auf ein Aufgehen der Saat zu rechnen ist. Außer einer guten Samfrucht gehören noch weitere Erfordernisse zum Wachstum der Saat, und zwar auf beiden Seiten des Sämannes. Wo die Bauern schon so weit sind und sich eine Sämaschine angeschafft haben, da kannst du beinahe jeden Dummerkan neben die Säule stellen, die Sämaschine sät gerade so schön egal, wie wenn der Bauer selber dabei wäre. Wo aber noch mit der Hand gesät wird, da ist eine Kunst, das Saat Korn schon gleichmäßig auszustreuen, und wer sich das nicht zutraut, der ruft sich einen Nachbar oder sonst einen Kundigen, daß er ihm sät. Wenn die Saat aufgeht und die jungen Pflänzchen etwa fingerlang gewachsen sind, dann zeigt es sich, ob der Sämann seine Sache recht verstanden hat, sonst wird er ausgelacht, wenn die Leute vorbeigehen und sehen, wie es dort lichte Stellen gibt und da es aussieht, als ob ein halber Sack Korn ausgelassen wäre. Also ich will damit sagen: Auch zum Ausstreuen des Wortes Gottes, zur Erziehung der jungen Menschenkinder gehört Kenntnis, fachmännische Erfahrung. Unsere Lehrer, die zur Erziehung unserer Jugend an erster Stelle berufen sind, müssen einen Lehrgang von sechs Jahren durchmachen, ehe sie von der staatlichen Behörde als Jugendberater zugelassen werden. Die Geistlichen, die namentlich die religiöse Erziehung übernehmen, müssen gar in dreizehn Jahren die nötige Bildung und Vorbereitung für ihr Amt erwerben. Und die Eltern, die ersten, vornehmsten und hauptsächlichsten Erzieher, wieviel Jahre brauchen sie? Ach Gott, das ist ja halb zum Lachen und halb zum Weinen. Stellt euch doch mal an die Kirch-türe zur Zeit, wenn gewöhnlich die Trauungen stattfinden, und seht euch die Paare an, die da

zum Traualtar schreiten. Sind das nicht oft noch halbe Kinder, selber noch der Erziehung bedürftig? Und diese wollen eine Familie gründen und junge Menschen zu tüchtigen Staatsbürgern und zu gottesfürchtigen Christenmenschen heranbilden! Da ist es ja gar nicht zu verwundern, wenn die Kinder aus diesen Familien noch weiter als die Eltern vom christlichen und staatsbürgerlichen Lebensideal abweichen und zu verlorenen Existenzen führen. Auch das ist dann verständlich, daß ernsthafte, angesehene Männer und Frauen die Frage aufwerfen, ob es angesichts dieser mangelhaften Vorbereitung auf die Ehe und der täglichen Resultate am Platze wäre, von den Heiratskandidaten eine Art Examen abzuverlangen oder ihnen vorher einen halb- oder ganzjährigen Kursus in Kindererziehung und Kinderpflege aufzuerlegen, wenigstens den Frauen. Denn die sind zum größten Anteil für die Erziehung der Kinder haftbar. Das weibliche Dienstjahr, aber das im letzten Jahre viel geredet und geschrieben wurde, ist aus diesen Erwägungen heraus von vielen als zukünftige Ehebedingung gefordert worden.

Wißt ihr, woran der Bauer seine höchste Freude hat? Wenn er im Hochsommer, kurz vor dem Schnitt, an seinen Korn-, Gersten- und Weizenfeldern vorbei durch die Mark geht und sieht, wie die Saat so schön steht und unser Herrgott seiner Hände Arbeit gesegnet hat. Das ist die Freude am Gelingen, am Erreichten, das ist die Berufsfreude, die jeden Handwerksmann, auch den Studierten, den Forscher, den Gelehrten befeuert, wenn er vor einem fertigen Werk steht, das seine Hände, seine Kräfte zustande gebracht haben. Was für eine Freude muß den Erzieher, muß Vater und Mutter ergreifen, wenn sie vor einem Menschenkind stehen, das unter ihrer Obhut, unter ihrer täglichen Sorge groß geworden, sich schön entwickelt hat und nunmehr bereit ist, selbständig seinen Weg zu gehen. Das ist die Berufsfreude der Eltern, das höchste irdische Glück, das ihnen der Herr schenkt. Und auf der anderen Seite, was für Gewissensbisse müssen über die kommen, die sich, wenn die Kinder zum Leben, zur Selbstständigkeit heranwachsen, sagen müssen: Eine verfrühtete Saat, sie hätte anders ausfallen können. Aber ich habe es an vielem fehlen lassen. Nun ist es zu spät. Und solange sie leben, sehen solche Eltern die Früchte ihrer Erziehung vor Augen und können nimmer ihres Lebens froh werden.

Hundertfältige Frucht bringt nach des Heilandes Worten die Saat, die auf gutes Erdreich fällt. Das Gute, das durch eine fromme, christliche Erziehung in den Kindern grundgelegt und angeregt wird, ist mehr als hundertfältig. Denn es wirkt nicht nur an Kind und Kindeskindern, es wirkt bis hinüber ins ewige Leben.

Noch ein Wort des göttlichen Lehrers wollen wir uns gesagt sein lassen: „Frucht bringen in der Geduld.“ Das soll heißen: Nur in langer Geduld, in langmütigem und geduldigem Wirken sind solche hundertfältige Früchte zu erzielen. Wie wahr ist das doch! Nicht in einem oder zwei Jahren ist die Erziehung des Menschen vollendet. Wollen die Eltern Früchte sehen an ihren Kindern, dann muß die ganze Jugendzeit unter der Aufsicht von Vater und Mutter stehen. Jeder Verkehr, jeder Aufenthaltsort, jedes Buch, jede Freundschaft, jede Reise der Kinder muß kontrolliert werden, weil überall neben dem guten Samen sich das Unkraut breit macht und die zarten Pflänzchen bedroht. Dazu gehört unermüdliche Geduld; aber nur ihr ist hundertfältige Frucht in Aussicht gestellt. Bpe.

Die sieben hl. Stifter des Servitenordens

(12. Februar.)

Jene waren Männer der Barmherzigkeit, deren Gottseligkeit nie vergessen wird. (Eccli. 41, 10.)

Die Wahrheit, daß vereintes Leben und Streben seinen besonderen Segen hat, macht so recht deutlich das Leben der sieben heiligen Stifter des Servitenordens.

Gerade in den blühendsten Zeiten des Mittelalters, standen die Städte Italiens oft in bitterster Feindschaft einander gegenüber; und nicht nur standen Städte gegen Städte, auch in den einzelnen Städten selbst kämpften Bürger gegen Bürger mit einer Wut und Zähigkeit, die der ruhigere Nordeuropäer gar nicht verstehen wird. So wars auch zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts in dem blühenden Florenz. Da erweckte Gott sieben vornehme Männer als Irtebensapostel, und indem sie dieses Segensamtes mit aller Aufopferung walteten, berief der Herr sie zu immer höher strebender Tugendübung und schließlich zur Gründung eines neuen Ordens. Diese sieben Auserwählten hießen Bonifazio Ronaldi, Giovanni di Bonaginta, Benedetto dell' Antella, Bartolomeo degli Amidei, Nicovero di Ugucione, Eberardino di Sostegno und Alessio Falconeri.

Tag und Nacht waren sie am Werke, den Streit zu verhindern, und einem dauernden Frieden den Weg zu bahnen; und damit ihnen auch die Gnade des Herrn bei diesem so schwierigen Unternehmen nicht fehle, verehrten sie eifrig die Gottesmutter, die wir ja jetzt auch als Königin des Friedens anrufen. Sie traten einem frommen Vereine bei, der in einer Marienkapelle die Tagzeiten der allerheiligsten Jungfrau betete, aber auch sonst eines echt christlichen Lebens sich befleiß. Durch den Beitritt dieser vornehmen Männer gewann die Bruderschaft nicht nur über 200 neue Mitglieder, er nahm vor allem zu an wirklichem Werke und stellte sich besonders in den Dienst des Friedensgedankens, denn alle mühten das Gelübnis ablegen, keine Feindschaft mehr zu hegen, jedem Racheplane zu entsagen. Die sieben Männer blieben aber bei diesem Gelübnis nicht stehen, am Feste Maria Himmelfahrt erschien die Gottesmutter einem jeden von ihnen und munterte ihn auf, der Welt ganz zu entsagen und dem Heilande in möglichster Vollkommenheit zu folgen, sie dürften dann ihres besonderen Schutzes sicher sein.

Die so Berufenen legten alle ihre Aemter nieder, verschenkten ihren gesamten Besitz, zogen ein schlichtes, aschgraues Gewand an und bewohnten eine arme einsame Hütte vor der Stadt. Und als sie so in der Stadt erschienen, um ihre Lebensweise vom Bischofe bestätigen zu lassen, ergriff die ganze Stadt eine nie gesehene Rührung, und unwändige Kinder, die den Gebrauch der Sprache noch nicht hatten, begrüßten sie mit dem Ausrufe: „Sehet, die Diener Maria!“ Diesen Namen bezielten sie seither.

Das Volk war nun aufmerksam auf sie geworden, und von allen Seiten strömten die Menschen zu den hl. Männern hin, um Trost und Rat zu holen. Diesen gewährten sie gern, merkten aber auch, wie der häufigere Verkehr mit der Welt seine Nachteile hatte, so zogen sie denn auf den Monte Senario, vier Stunden von Florenz entfernt, und führten da ein solch strenges Bitterleben, daß ihren der päpstliche Gesandte, Cardinal Gualfrido, befohl, diese Strengheiten zu mildern.

Sie hatten bis dahin noch keine feste Ordensregel. Sie wandten sich an den päpstlichen Legaten, um durch dessen Vermittlung die Vorschriften für ein geregeltes Ordensleben zu erhalten, sie flehten aber auch zum Gotte alles Lichtes und zur Mutter des guten Rates, daß sich ihnen der rechte Weg öffne.

Als sie am Morgen des 28. Februar 1239 sich erhoben hatten, sahen sie ihren neu angelegten Weinberg in üppigem Grün mit reifen Trauben behangen, während ringsum die Gänge noch in der Dürftigkeit des ausgehenden Winters dastanden. Dies Wunder, das viele Menschen mit Staunen sahen, legte ihnen der Bischof von Florenz so aus: Einem frisch aufstrebendem Rebstocke gleich werde sich das, was durch ihren Zusammenschluß begonnen, schnell und segensreich entwickeln; sie sollten deshalb auch die nicht zurückweisen, die bei ihnen um Aufnahme bäten.

Der folgende Karfreitag brachte sie dann einen großen Schritt dem Ziele näher; eine

Erscheinung der allerheiligsten Jungfrau wies sie auf die Augustinerregel hin; sie zeigte ihnen auch ein schwarzes Kleid mit den Worten: „Ich habe euch zu meinen Dienern auserwählt, damit ihr unter meinem Namen den Weinberg meines Sohnes bebaut. Hier ist das Kleid, das ich euch gebe; seine schwarze Trauerfarbe soll euch an die brennenden Schmerzen erinnern, die ich heute während des Todes meines Sohnes erlitten!“

Am Oftertage reichte ihnen dann der Oberhirte von Florenz in feierlicher Weise ein schwarzes Ordenskleid und gab ihnen die Regel des hl. Augustinus; er kleidete aber auch noch mehrere erprobte Männer ein. Wie sichtlich der Segen des Himmels auf der jungen Gründung lag, beweist ihre rasche Verbreitung, denn der Orden der Serviten (Diener) Mariens zählte nach siebzig Jahren bereits über 10 000 Mitglieder.

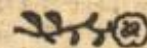
Neben dem Männerorden bildete sich bald ein Frauenorden, und der hl. Philipp Benetius, der fünfte Ordensgeneral, der die Ordensstatuten vollendete und dem Orden eine große Ausdehnung gewann, schuf nach dem Vorbilde des dritten Ordens vom hl. Franziskus auch einen dritten Orden der Serviten, der eine weite Verbreitung gewann und einen hellleuchtenden Stern der Heiligkeit in der heiligen Juliana bei Falconeri erhielt. Der Servitenorden stiftete dann auch die Erzbruderschaft der schmerzhaften Mutter, trenn den Fußstapfen folgend, die die sieben hl. Stifter geschnitten.

Diese starben hochbetagt, geheiligt in Werken des Seelenkessers, der Abtötung und in eifriger Verehrung der Schmerzensmutter. Verschiedene Päpste sprachen sie selig; Papst Leo XIII. sprach sie dann zusammen 1888 heilig.

Die Verehrung der Gottesmutter als Schmerzensfrau hat durch den Servitenorden sehr zugenommen. Und gerade der grauenvolle Weltkrieg mit seinen schier unbeschreiblichen Opfern, weist uns wieder hin auf die starke Frau mit dem Leidnam ihres toten Sohnes auf dem Schoße. So manche deutsche Frau hat vor diesem Bilde nicht nur ihren Kummer ausgemeint, sie hat vor diesem Bilde sogar die Kraft gefunden, ihren Schmerz mit einer gewissen Freude auf sich zu nehmen, mit einer Freude, wie sie eine vom Ueberrnatürlichen verklärte Vaterlandsliebe nur kennt. Es braucht nun einmal der Mensch ein Vorbild, und es sollten nur recht viele Menschen, nicht nur Frauen, auf jene sehen, die ungebrochen da stand, als sie ihren einzigen Sohn in unsagbaren Qualen für die Freveltaten der Welt, ohne die geringste persönliche Schuld sterben sehen mußte. Und zu dieser Selbstenfrau, die sich zudem als Mutter aller Menschen, vor allem der Schmerzgebeugten betrachtet, sollen sie auch stehen um die Kraft, die aus der Höhe stammend über die Tiefen dieser Welt hinüberblüht.

Von deinem Bild, o Schmerzensfrau,
Geht Trost und Kraft ins weiche Land;
Wer klagend dir ins Auge blickt,
Dem reichst du schnell die milde Hand!

P. S. B., O. F. M.



Weggeleitet zum Glücke

Von P. S. B., O. F. M.

Von den sittlichen Tugenden.

(Fortsetzung.)

Die Keuschheit, ihr Begriff:

Keuschheit! Du nie verwekkende Krone, du Wohnort des hl. Geistes, du kostbares Kleinod, du wirst nur von wenigen gefunden, von vielen gehaßt, und nur von den Würdigen verlangt. Du bist die Freude der Propheten, der Ruhm der Apostel, die Herde der Engel und die Krone der Heiligen. Glücklich ist derjenige, der dich erhält und sorgfältig bewacht; er wird zwar beinetwegen kämpfen müssen, aber seine Waise wird ihm Freude bereiten!

So schreibt der hl. Athanasius über eine Tugend, die von der Welt oft nicht geachtet wird, weil sie von ihr im tiefsten Kerne nicht erfasst wird, die aber doch so mancher aus der Welt, wie von geheimer Macht gezwungen, mit begeistertem Lobspruch erhebt. Aber ihre volle Anerkennung findet sie nur in der Sprache der Kirche, wie auch nur in ihrem Garten diese Lilienblüte ihren ganzen Reiz entfaltet. Doch bevor wir dieser herrlichen Tugend das Lob singen, wollen wir uns erst die Frage beantworten: Was ist Keuschheit?

Keuschheit ist die Fertigkeit, seinen Leib, seine Sinne und seine Seele von den Lüsten des Fleisches und von allem, was dahin führt, rein zu erhalten.

Sie ist eine Fertigkeit wie jede Tugend. Das hat seinen besonderen Sinn, dies zu betonen, denn diese Tugend hat ihre mächtigen Feinde, und der mächtigste davon steckt im Menschen selbst. Gegen keine Tugend kämpft die Welt andauernder, und man kann sagen, erfolgreicher; gegen keine Tugend erhebt sich dein eigener Leib öfter und heftiger; gegen keine Tugend ist der Kampf so lang und andauernd — so lang der Mensch streben und verlangen kann, so lange muß er auf der Hut sein gegen die Feinde dieser zarten Tugend. Nur der Kämpfer, der Mensch, der uns Edle und Reine das Höchste wagt, wird da ein „Fertiger.“

Die Keuschheit ist die Heiligerin des Menschenlebens. Der hl. Paulus gibt den Grund dafür, daß die Keuschheit so eifrig auf des Leibes Einheit bedacht ist, mit den Worten an: „Fliehet die Unreinheit!... Wißt ihr nicht, daß eure Glieder ein Tempel des heiligen Geistes sind, der in euch ist, den ihr von Gott habt, und daß ihr euch nicht selbst gehört? Denn ihr seid um einen teuren Preis gekauft. Verherrlicht und traget Gott in eurem Leibe!“ 1. Kor. 6, 19, 20. Wenn schon der Mensch seine eigene Wohnung rein erhält, eben weil sie seine Wohnung ist, wenn diese Ehrfurcht gegen die Wohnung dessen, der über uns gebietet, etwas Selbstverständliches ist, wenn jeder Gesittete die geringste Verunehrung gegen ein Gotteshaus als etwas Niedriges, den Uebeltäter eigentlich am meisten Entehrendes hält: um wie viel mehr gebührt dem Leibe als Wohnung des Allerhöchsten eine zarte Hochachtung und Weihe, die jede Unreinheit ausschließt?!

Der reine Mensch hütet seine Sinne und hält sie rein und unentweicht.

„Wer seines Mundes hat Gewalt,
Der wird mit Ehren werden alt!“

lautet einer der alten, bekannten Warburgsprüche. Man hört vielfach, daß selbst im Ernste des Krieges, bei den Rekrutengesprächen ein Ton herrscht, der Christen und angehenden Krieger, die vielleicht schon in ein paar Wochen dem Tode gegenüberstehen, am allerwenigsten zielt. Dieser Ton scheint überhaupt in den Kreisen der arbeitenden Klassen vorzuherrschen; kein gutes Zeichen, denn nach dem Ausspruche des göttlichen Heilandes selbst, redet der Mund aus der Fülle des Herzens. So gibt sich der Mensch, der die Totenglocke läutet, selbst ein schlechtes Zeugnis, auch ein schlechtes Zeugnis von seinen Geistesgaben, denn es gehört offenbar wenig Geist dazu, stets an dem herumzuwühlen, was ein geistvoller Mensch nie zum Gegenstande seines Gesprächs macht, weil es rein materiell-vitale Vorgänge berührt. Leider nehmen aber solch ungeziemende Gespräche manch unverdorbenem jungen Menschen den ersten Schutz der hüftenden Scham von der Seele, und oft gilt gerade solchen Wortführern das Weh des Heilandes, der sagt, es sei besser, daß solchen ein Mühlstein an den Hals gebunden und sie in die Tiefe des Meeres versenkt würden.

Was vom Munde des Menschen gilt, läßt sich leicht auf Ohr und Auge anwenden. Ein Mensch, der für diese herrlich gebildeten Sinne mit Vorliebe Gegenstände sucht, die ein reiner, edler Mensch unberührt läßt, der schadet nicht nur der eigenen Seele mit Verlusten, die nie wieder ganz eingebracht werden, der

schadet nicht nur oft unverdorbenen, unberührten Gemütern, der gibt auch wiederum Zeugnis, daß seine Seele mit Vorliebe in den Tiefen des Gemeinen wandelt. Sollte wohl ein solcher Mensch berufen sein, einst die unermeßliche Schönheit des ewigen Gottes zu schauen, berufen sein, einst die Stegesschöner, reiner Seelen in des Menschen ewiger Heimat zu hören? Ich glaube kaum! Und dazu nicht berufen sein, heißt, ewig unglücklich sein!

Wer reines Mundes ist, wer für Auge und Ohr nicht die Bilder und Klänge der Sünde sucht, dessen Gebärden wird auch der Adel des Reinen aufgeprägt sein. Er wird nicht nur selbst in keiner Berührung an sich die Gebote Gottes verletzen, den eigenen Leib so in höchster Ehre halten, er wird auch keine fremde Hand zu einer Berührung kommen lassen, die nicht das Auge eines reinen Menschen sehen dürfte.

Doch all dieses berührt mehr oder weniger das Äußere dieser Engelstugend; und doch wird im Inneren des Menschen, im Heiligtume seiner Seele, der eigentliche Glanz dieser Tugend gewoben. Der wahrhaft Keusche wird seine Seele durch keine unlautere Vorstellung, keinen unlauteren Gedanken entweihen. Die herrliche Gabe, in den trauten, lieben Gefilden der Erinnerung zu lustwandeln, wird er nicht mißbrauchen; die Wundergabe, mit der kühnen Zäuberin Phantasie in allen Reichen des Unmöglichen und Möglichen wie ein mächtiger Baumeister zu walten, wird er nie in den Dienst des Niedrigen stellen; er wird seinem Gotte die große Gabe danken, indem er auch mit ihr die Pfade der Reinheit wandelt.

Und damit seine Seele auch nicht in Gefahr kommt, den Schatz unversehrter Reinheit zu verlieren, wird er alles meiden, was diese Gefahr heraufbeschwören könnte.

Er wird nicht nur Personen meiden, die seiner Seele in dieser Hinsicht Schaden könnten, er wird seine Augen abwenden von allem, was der Gemeinheit dient, er wird vor allem auch dem Buche die Türe weisen, das auf das Niedrige spekuliert, das der Kloake eines Sünderschriften entspringt.

Ja, das Buch! Es kann die Seele in die Höhenluft des Göttlichen hinaustragen, es kann aber auch die Seele durch alle Pfützen des Lasters, durch all den Schmutz des Ekelhaften hindurchschleifen, das sie schließlich voll Entsetzen vor sich selbst erschauert. Wer das Verderben sehen könnte, das die Bücher der Sünde unserer Jugend zutragt, der müßte sich entsetzen. Und wenn die Menschen für die Werte des Uebersinnlichen denselben offenen Blick hätten, wie für die Werte, die die Hand weilt und der Blick abschäupf, dann ging es den Schreibern und Fabrikanten der sogenannten Skundlektüre schlecht.

Wer rein und keusch sein Leben erhalten will, wer seiner Seele den Frieden und das große Glück eines reinen Herzens bewahren will, der muß sich auch vor solchen Büchern hüten.

„Unschuld ist ein Festkleid der Seele, und es geht ihm wie jedem Festkleide, mit dem man den Körper schmückt. Man schont und achtet es, solange es rein ist. Es bekommt den ersten verunstaltenden Fleck, das schmerzt; inbald ist's einmal geschahen, und man schont es jetzt weniger. Schon gleichgültiger sieht man den zweiten Fleck, man merkt kaum auf den dritten und vierten, und in kurzer Zeit ist das schöne Festkleid ein verworfener Lappen.“ (Demme.)

Dies Wort gilt vor allem auch von der Reinheit der Seele. Wer auf sie einmal auch nur ein Krümchen Schmutz hat werfen lassen, der wird leicht die Reinheit seines Herzens opfern. Deshalb: Achtung! Und bedenke immer das Wort: „Ein reines Herz, in Demut dargebracht, ist alles, was der arme Mensch vermägt!“

Ungerecht verdächtigt

Erzählung von Masj Dalgow.

(Nachdruck verboten.)

An rauhen Winterabenden, wenn draußen die Schneeflocken unaufhörlich zur Erde herabwirbeln, sitzen wir oft längere Zeit im behaglichen, warmen Stübchen beisammen und unterhalten uns zwanglos. Solche Stunden sind in dem Dasten und nervösen Treiben des Alltagslebens eine erquickende Abwechslung.

Eines Abends sitzen wir wieder dort, als die Rede auf unser jüngstes Vorfereignis kommt. Man hat einen Menschen, einen bisher einwandfreien, wegen Verdacht eines Diebstahls festgenommen und ins Amtsgerichtsgefängnis geführt. Unsere Meinungen über die Möglichkeiten und Unmöglichkeiten der Schuld des Arrestanten gehen auseinander. Ich vertrete die Ansicht, daß die heilige Hermantas nicht einen Menschen verhaftet, wenn diese Verhaftung nicht in bestimmter Weise begründet ist, während mein Freund, der etwas radikalere Gehring, die gegenteilige Meinung vertritt. Zudem meint er, könnten manchmal Umstände für die Schuld eines Menschen sprechen, die im ersten Augenblick als durchaus stichhaltig erscheinen, sich aber nachher trotzdem als irrig erweisen.

„Zum Beispiel“, und darauf beginnt er mit einer Lebhaftigkeit, als wenn er das Vortragende im Augenblick selbst wiedererlebte, folgendes Vorkommnis zu erzählen:

„Meine Jugend verlebte ich in der märkischen Gegend. Weit entfernt von anderen Wohnungen, lag unser Wohnhaus mitten in einer allerliebsten Oberlandchaft bei Groß-Ruhnen, hart an der niederschlesisch-märkischen Bahnstrecke, nicht weit von der prächtigen Bestuhung des Grafen Hermann Posadowski-Behner, eines Verwandten des Staatssekretärs a. D. von Posadowski. In der benachbarten Ziegelei hatte mein Vater die Stellung des Zieglermeisters inne. Unser Wohnhäuschen war den damaligen Verhältnissen entsprechend recht eng und klein; doch ließ ein trauliches Familienleben uns das nicht fühlen. Infolge der rein ländlichen Verhältnisse waren wir Kinder für alle Vorgänge in Gottes freier Natur besonders empfänglich.

Frisches Spiel mit Nachbarskindern, wie es sonst in den Städten der Fall ist, konnten wir allerdings nicht betreiben, weil keine vorhanden waren. Umso mehr waren die Haustiere unsere Spielgefährten, der große, mannsekte Karo, einige Lämmer, nicht zu vergessen auch ein Rehlein, welches sich an einem harten Wintertag an unser Anwesen verlaufen hatte und seit der Zeit freiwillig in unserer Gesellschaft blieb.

Eines Tages bekamen wir einen neuen Freund. Vater hatte an einem Frühmorgen einen Spaziergang in dem dem Hausgarten sich anschließenden Erlempfadchen gemacht und brachte uns einen kleinen Findling mit, eine kleine, hilflose Elster, die vielleicht bei einem geschwisterlichen Streit aus dem Nest geworfen, oder weil sie sich ein wenig an den Rand ihres Heims gewagt hatte, aus diesem herausgeschloßt war. Wie es auch war, wir freuten uns alle des kleinen Gastes, heigten und pfligten ihn, und dankbar gedieh er und war nicht zu bewegen, uns wieder zu verlassen. Als er älter wurde, löste ihm der Dorfbarbier die Zunge, und zu unserem größten Gaudium entwickelte er sich in der Sprache, schrieb Jakob, Papa, Mama, auch wohl Schimpfwörter wie Dieb, Spitzbub, an weichen letzteren Ausdrücken wir Rangen, nebenbei gesagt, ein besonderes Vergnügen hatten.

Jetzt will ich erzählen, wie Jakob, so hatten wir unser „Findelkind“ benannt, unsere Gastfreundschaft in schöner Weise mißbrauchte und einige Menschen in schlimmen Verdacht brachte. Mutter war es eines Tages nachgefallen, daß aus der Wohnstube allerlei Kleingeld, Groschenstücke, auch wohl Silberzeug, Löffelchen und sonstige kleine Gegenstände abhanden kamen. Der Verdacht, diese Dinge wegfleptomaniert zu haben, richtete sich gegen einen alten Ziegeleiarbeiter, einen Ostpreußen, der sich manchmal in auffälliger Weise in der Wohnstube zu schaffen machte. Um ihn zu überführen, legte unsere Mutter eines Tages, kurz bevor der betreffende Arbeiter in der



Stube den Morgenkaffee abholte, ein Nidelftück auf den Schrank, und prompt war mit dem Arbeiter nachher auch dasselbe verschwunden. Jetzt war der Verdacht „einwandfrei“ begründet, so daß binnen weniger Tage der vermeintliche Dieb hinter Schloß und Riegel über seinen „Diebstahl“ nachsinnen konnte. Trotzdem war unser Vater immer noch nicht so recht von der Schuld des Arbeiters überzeugt.

Nach einigen Wochen spielten wir Kinder etwas abseits von der Biegelei an einem außer Betrieb gesetzten Biegeofen, als wir auf demselben plötzlich unseren „Jakob“ gewahrten, wie er sich dort auffällig benahm. Wir liefen hinzu, und siehe da, schon verschwindet der Kamerad in einer Rische und entzieht sich unserem Blick. Ich schöpfte Verdacht und nahm mir vor, den bösen Wegen des Schlingels nachzuspüren. Kaum, daß ich an seinem Unterschlupf war, da flog er mit wildem Getöse und den Rufen „Spießhieb, Dieb“ davon, dem Wohnzimmer zu, wobei seinem Schnabel ein blinkendes Goldstück entfiel. Aha, dachte ich, du bist der Dieb, holte eiligst noch die Eiteren herbei, und dann gingen wir daran, den Unterschlupf des Vogels Jakob einer eingehenden Untersuchung zu unterziehen, wobei wir nicht wenig erstaunt waren, ein ganzes Diebeslager auszuheben. Sein Inhalt bestand aus achtzehn Groschenstücken, einigen Pfennigstückchen, vier silbernen Kaffeelöffelchen, einem Uhrkettenanhänger usw. usw. Während der Untersuchung sah Jakob oben auf dem Biegeofen und machte einen mordsmäßigen Spektakel, manchmal flog er auch wohl mit

wildem Schreien um unsere Köpfe, wobei er uns die pöbelhaftesten Schimpfnamen zuwarf, bis er schließlich eiligst davonraus, weit über unser Anwesen fort und im Walde unsern Blicken entwand.

Wir haben Jakob nicht mehr gesehen. Ob er instinktiv das Böse seines Tuns und die Strafe seiner Tat gefürchtet hat? Vielleicht hat man ihn an anderer Stelle ebenso auf Abwegen überrascht und zur Bestrafung gezogen.

Einem anderen erblühte jedoch am nämlichen Tage wieder die goldene Freiheit. Vater holte noch zur Stunde den unschuldig verdächtigen Arbeiter aus dem Untersuchungsgefängnis wieder heim. Daß wir alle miteinander wetteiferten, das erlittene Unrecht gut zu machen, braucht wohl nicht betont zu werden.

„Ihr seht also,“ schloß mein Freund Gehring seine Erzählung, „daß ich recht habe, wenn ich immer wieder davor warne, einen Menschen zu verdächtigen oder zu verurteilen, wenn nicht in einer ganz bestimmten Weise der Verdacht begründet ist.“

Er hat recht. Wie viele Menschen sind doch bei jeder Gelegenheit mit allerlei Verdachtsmotiven und fadenhäutigen Verdächtigungen gegenüber ihren Nächsten bei der Hand!

Mich haben jedenfalls die Ausführungen meines Freundes Gehring dahin belehrt, daß manchmal tatsächlich Umstände für die Schuld eines Menschen sprechen können, die denselben mit einer gewissen Sicherheit zum Schuldigen stempeln, die sich jedoch nachher trogallebend als irrig erweisen.

Das Beichtgeheimnis

(Fortsetzung.)

Roman von Matthias Blatz.

Manuskript verboten.

Doktor Tiefgang stand vor dem Pfarrer, als redete er schon mit den Geschworenen selbst. Dieser sah aus dem Himmel der Erfüllung in die Hölle der Zerstörung hatte ihm den Atem genommen, seine Blicke umflort, seinen Sinn verwirrt. Jede Erkenntnis war ihm dadurch verloren gegangen.

Da war der Pfarrer aufgestanden.

„Verzeihen Sie —“

Doch eine solche Unterbrechung sagte Doktor Tiefgang nicht zu.

„Was wollen Sie? Glauben Sie, daß ich den Ton nicht treffen werde, der die Geschworenen aufpeitschen wird, daß Sie nur die eine Empfindung haben werden: wir wissen nicht, ob wie nicht das gleiche Opfer einer solchen Leidenschaft werden können.“

„Gewiß! Aber das kann nur von einer Voraussetzung ausgehen, die gänzlich unzutreffend ist. Mein Bruder ist unschuldig.“

„Natürlich! Das werde ich die Deute fühlen lassen.“

„Nein, nicht so! Er hat die Tat nicht begangen.“

Da schoben sich die Brauen des Anwalts dicht zusammen.

„Ich weiß es, daß er es leugnet. Das ist sein Unglück. Aber ich werde auch darüber hinwegkommen.“

„Ich verstehe das nicht! Ich begreife nur, daß er die Wahrheit sagt.“

„Die Wahrheit? Was hat das damit zu tun? Wenn er bei diesem Leugnen beharrt, so kann er verurteilt werden.“

„Aber er sagt damit doch die Wahrheit.“

„Dann will ich Ihnen nur sagen, daß er verurteilt werden wird, wenn ich den gleichen Standpunkt einnehmen wollte. Keiner der Geschworenen würde es glauben! Eine Freisprechung ist nur so zu erlangen, wie ich es angedeutet habe. Und schließlich will er doch freigesprochen werden.“

Aber da schüttelte der Pfarrer von Sankt Michael den Kopf:

„Nein! Er will die Wahrheit bekennen und nicht durch eine fälschte Lüge eine schlechte Freiheit.“

„Aber ich sagte Ihnen doch, daß sich dadurch kein Erfolg erzielen läßt. Ich würde unter solchen Bedingungen lieber auf die Verteidigung des Verhafteten verzichten.“

Und der Pfarrer von Sankt Michael war damit einverstanden; seine derbe, gerade Natur haßte

alle krummen Wege. Er suchte dann einen jungen, wenig bekannten Rechtsanwalt auf, der wenigstens den Mut hatte, den Verhafteten zu hören und dessen Behauptungen zu vertreten, ohne dabei gerade nur an seinen eigenen, persönlichen Erfolg zu denken.

Aber die Tageszeitungen brachten dann als besondere Sensation die Mitteilung, daß der berühmte Verteidiger Doktor Tiefgang, der die Angelegenheit des Verhafteten Ernst Peruz übernommen, dessen Vertretung niedergelegt hatte; in den Kreisen der Gerichtsbühnen wurde dies ein besonderes Zeichen genannt, und sie sprachen von den Ratten, die das sinkende Schiff verlassen, und davon, daß Doktor Tiefgang wohl selbst die gänzliche Aussichtslosigkeit der Sache Ernst Peruz erkannt habe.

Der Pfarrer von Sankt Michael hatte diesen Stimmungsbericht ebenfalls gelesen, ohne aber die Nacht zu besitzen, irgend etwas dagegen zu tun. Wie sehr aber diese Stimmen in die Massen aller eindringen können, das fühlte er bald. Manche Besucher, die sonst gerne in den Pfarrhof gekommen waren, waren fern geblieben. Und wenn der Pfarrer mit einem aus seiner Gemeinde sprach, so wurde er dabei von dem Gefühl nicht frei, als hätte sich irgend ein Schatten dazwischen gedrängt. Aber niemand sprach von den Ereignissen selbst. Es hatte sich wiederholt, daß er empfinden mußte, wie ihm Blicke nachfolgten, Blicke, in denen ihn das Mißtrauen anstarrte.

Als er dies fühlte, als er das Bewußtsein gewann, daß er mit scheuen Blicken beobachtet wurde, da begegnete er diesem mit umso größerem Eifer. Unermüdlich war er in der Seelsorge tätig; wo er Arme und Kranke suchte, dort war er anzutreffen, um nicht allein mit Rat und Schlagen, sondern auch durch die Tat zu helfen. Aber wenn er von so vielen Dank erntete, so konnte er damit doch das Vertrauen nicht an sich reißen, das von ihm geflohen war. Dabei hatte sich noch eine ängstliche Unsicherheit hinzugesellt, die in allen Dingen eine Wacht suchte.

In diesen Sorgen, die durch die Ereignisse selbst seine Berufstätigkeit ergriffen hatten, kam die noch nicht gelöste Ungewißheit über das Schicksal seines Bruders. Eine Unterredung mit ihm war dem Pfarrer von Sankt Michael aber erst wieder erlaubt worden, als die Untersuchung für vollständig abgeschlossen galt und die Anklage bereits erhoben war und die baldige Verhandlung bevorstand.

Mit noch schwererem Herzen als bei seinem ersten Besuche kam der Pfarrer nunmehr in die hohen Hallengänge des Untersuchungsgefängnisses; nirgends hatte er eine Hoffnung finden können. Niemand glaubte an die Schuldbildigkeit von Ernst Peruz. Keine Spur eines Dritten, der nach diesem in das Arbeitszimmer des Erschlagenen hätte gelangen können, war gefunden worden; und jene Behauptung, Ernst Peruz könnte die Korridorüre offen gelassen haben, was von einem unbekannten Dritten benutzt worden sein könnte, war nur mit einem unglaublichen Lächeln aufgenommen worden. Der Pfarrer von Sankt Michael aber mußte schweigen. In den ersten Tagen hatte er immer noch gehofft, der wirkliche Schuldige würde sich auf seine Pflicht besinnen, keinen Schuldlosen für seine Tat büßen zu lassen. Aber seit er diesem gegenübergestanden war, in dem ihn sein Bruder erwartete, war es dem Pfarrer sofort aufgefallen, wie hager und eingefallen dessen Gesicht geworden war, in welchen tiefen Höhlen nun die braunen, großen Augen steckten, und wie an den Schläfen manche Haare grau geworden waren. Dergleichen war die Begrüßung zwischen den zweien.

Aber als Ernst Peruz auf seine Anklage zu sprechen kam, da brach sich die leidenschaftliche Erkenntnis über die Aussichtslosigkeit aller Hoffnungen mit hastenden Worten Bahn:

„Ich bin verurteilt. Wenn ich die Wahrheit sage, so findet diese nur ein mitleidiges Lächeln und mit einem Achselzucken antwortet man mir: Wo soll es wieder einmal der große Unbekannte gewesen sein! Jeder Angeklagte hat unter diesen Unbekannten zu leiden, den nie jemand gesehen hat. Am besten ist es noch, zu schweigen. Es gibt ja keinen, der mir glauben kann.“

„Doch! Drei gibt es! Ich glaube dir, auch Fräulein Martha Holländer glaubt nunmehr an dich, und der Dritte, eben jener große Unbekannte, muß daran glauben.“

„Martha! So warst du bei ihr?“

„Ja!“

„Und du hast ihr von mir erzählt? Warum ist geflohen war?“

„Ja!“

„Und sie hat mir geglaubt?“

„Ja!“

Kurz waren die Antworten des Pfarrers; es stand ihm ja noch eine Mitteilung bevor, die nur schwer den Weg über seine Lippen finden konnte, denn sie mußte die letzte Hoffnung, die vielleicht noch im Herzen seines Bruders glimmen mochte, zerstören.

„Das hatte ich in der qualvollen Einsamkeit meiner Haft am bittersten empfunden, daß mich von ihr keine Botschaft traf. Meine Sehnsucht aber hatte immer nur sie gesucht.“

„Sie läßt dich durch mich grüßen.“

„Also doch ein Gruß! Und was hat sie noch gesagt?“

„Sie hatte an dir gezweifelt.“

„Das wußte ich schon! Bereits durch den Kommissar Weber hatte ich es gehört. Ich kann es begreifen. Und trotz des Glaubens an meine Schuld hat sie mich retten wollen und eine falsche Erklärung abgegeben, die durch das Verhängnis gegen mich zeugte. Ich hatte ihr deshalb nie gezürnt.“

„Das hatte ich ihr auch gesagt.“

Und dann erzählte er bedächtig Wort um Wort, wie sie in seiner Erinnerung geblieben waren, wie sie Martha Holländer gesprochen hatte, ihre fast erschütternd wirkende Selbstanklage, das darauffolgende Erscheinen von Hans Schrönghammer und dessen Vorstellung als Marthas Verlobten.

Der Pfarrer von Sankt Michael hatte auf eine erregte Antwort gewartet, auf ein härmliches Aufbrausen, aber nichts davon war erfolgt. Ernst Peruz sah nur verträumt vor sich hin, wie einer, der seinen Gedanken nachforscht; nur ein leises Zittern der Hände verriet seine Erregung. Dabei war nun eine bange Stille, die um so bedrückender war, da auch das Ticken einer Uhr fehlte; ein Schweigen war es, das der Pfarrer so sehr fühlte, daß er es unterbrach.

„Ich habe das nicht begreifen können. Aber Sie hat selbst von mir verlangt, dir alles zu sagen, was ich gehört und gesehen hatte.“

(Fortsetzung folgt.)